

L i t e r a t u r .

Die Erkenntniß-Theorie des heiligen Thomas von Aquin. Von P. M. Liberatore, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Italienischen übersezt von Eugen Franz, Doktor der Philosophie und Theologie, Priester der Diözese Mainz. Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1861.

Da die Lösung der Frage: ob es eine Wahrheit gebe und wenn, auf welche Gründe sie sich stütze? über den Werth und Unwerth alles wissenschaftlichen Forschens entscheidet, so gewinnt die Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen des menschlichen Erkennens eine so große Bedeutung, daß man mit Recht sagen kann, von ihrem Ergebnisse hänge das Schicksal der Wissenschaft ab. Daher ist es begreiflich, daß die Erkenntnißtheorie von der ältesten bis in die neueste Zeit die besten philosophischen Köpfe immer angelegentlichst beschäftigte. Bedenkt man aber andererseits die vielen und großen Schwierigkeiten, von welchen die Erforschung dieses so vielfach verschlungenen und äußerst zarten Gegenstandes umrungen ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn man in dieser Richtung verschiedenen, einander widersprechenden Lösungen begegnet. Diese jedoch lassen sich, wenn man von der materialistischen Ansicht, weil sie des wissenschaftlichen Charakters völlig entbehrt, ganz absteht, unter zwei Hauptgesichtspunkte stellen, nämlich: den idealistischen und realistischen, wovon der eine alles Wissen ausschließlich aus dem Wesen des Geistes, der andere

aus dem Wesen der Dinge erklärt. Das Eine wie das Andere ist offenbar einseitig: denn die idealistische Ansicht macht die Dinge zu reinen Geschöpfen des Geistes, und bringt mit der ausnahmslosen Thatsache in Widerspruch, daß jeder Mensch an ein wesenhaftes Sein außer und vor allem Denken zuversichtlich glaubt und darnach handelt. Die realistische Ansicht dagegen sichert uns zwar die Sachgiltigkeit des Erkennens, aber sie macht den Geist zum bloßen Kaleidoskop und läßt gerade die erfreulichste Thatsache unseres intellektuellen Lebens, die schöpferische Selbstthätigkeit unerklärt bei Seite. Das Wahre liegt auch hier in der harmonischen Einheit der Gegensätze, d. h. in einem gesunden Ideal-Realismus, der jedem der beiden Faktoren des Erkennens: dem Denken und dem Gegenstande sein Recht läßt und sich dadurch befähigt, einerseits das Zufällige des Materials, andrerseits das Nothwendige des Erkennens selbst zu erklären. Obgleich das von allen Unbefangenen, die nicht unbedingt auf ein berühmt gewordenes System schwören, anerkannt wird, so fehlt es doch zur Stunde noch an einer Theorie des Erkennens, die sich der Anerkennung wenigstens der Mehrheit der Sachkundigen erfreuen dürfte. Deshalb räth die Vorrede eine erneuerte Durchsicht der früheren Forschungen über diesen Gegenstand an und weist dazu besonders auf das seit dem 16. Jahrhunderte unbeachtet gelassene Mittelalter hin, als dessen vollreifer Vertreter der h. Thomas von Aquin bezeichnet wird mit den Worten: „Die Blüte heidnischer und christlicher Weisheit floß im Geiste des h. Thomas zusammen, um großgezogen durch den großen Geist des 13. Jahrhunderts zu einem umfassenden Systeme sich zu gestalten.“ Dieses System nach der erkenntnistheoretischen Seite darzustellen, ist die Absicht der vorliegenden Schrift, in welcher der Leser aus der Gesamtheit der Werke des h. Thomas Alles auf das besprochene Problem Einschlägige zusammengestellt findet.

Das Ganze enthält drei Hauptabschnitte, denen polemische und historische Erörterungen eingefügt sind. Obgleich der die Theile zum Ganzen zusammenhaltende Gedankensaden nicht offen

daliegt, so läßt die Gliederung aus dem Inhalte sich wenigstens vermuthen. Demnach stellt sich die Folge so: 1. Von der Idee. 2. Von dem Ursprung der Ideen. 3. Von den göttlichen Vorbildern.

1. Unter Idee versteht man den Begriff vom Wesen eines Dinges, oder, weil das Erkennen das Bleibende im Wandelbaren, das Nothwendige im Zufälligen zu erfassen strebt, so kann sie auch als Begriff des Bleibenden und Nothwendigen bezeichnet werden. Die Ideen sind die Abbilder der Dinge, weil sie durch den Selbst-Abdruck der Dinge im Geiste entstehen und deshalb auch den Dingen ähnlich sind, so daß man insofern mit Recht sagen kann, der Mensch trage die Dinge in seinem Geiste. Aber sehr irrig wäre es, Idee und Ding als eins und dasselbe zu nehmen. Die Idee als Bild ist nur allein im Geiste vorhanden, also nur subjektiv. Objektiv ist sie nur in so weit, als ihr Inhalt von einem Objecte herrührt und auf dasselbe hinweist. Durch diese doppelte Beziehung zum Geiste und Gegenstande zugleich ist die Idee das Mittel, worin und wodurch der Geist das Wesen der Dinge sieht. In diesem Sehen ist aber der Gegenstand nicht erschöpft, sondern nur einseitig vorhanden; denn wir nehmen das Allgemeine nur am Besonderen wahr, an dem und durch welches es selbst erscheint. Es bedarf zuerst der Ablösung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen, ehe es zum Vorschein kommt und dies geschieht durch die Abstraktion, welche den charakteristischen Unterschied und Vorzug des Menschen vom und vor dem Thiere begründet.

Letztere soll ganz allein hinreichen, um durch fortgesetzte Thätigkeit immer mehr und immer höheres Allgemeines zu entwickeln, so daß der Mensch allmählig eine ganze Welt mannigfaltig gestufter Erkenntniß in sich ausgestaltet.

2. Mit dieser Ausführung ist der Unterschied der Idee vom Gegenstande und ihre vermittelnde Stellung zwischen letzterem und dem Geiste in's Licht gestellt. Nun aber drängt sich die wichtige Frage auf: Da die Idee das Werk zweier Faktoren ist,

des Gegenstandes nämlich und des Geistes, welchen Antheil hat an der Bildung der Idee der eine und der andere? Dadurch bereitet sich der Uebergang zur Bestimmung des „Ursprungs der Ideen“. Hierüber vernehmen wir Folgendes: Der Gegenstand drückt dem Geiste seine sinnliche, d. h. konkrete Form ein, in welcher das Besondere und Allgemeine an ihm sich abspiegelt, worauf der Geist das Allgemeine von dem Besonderen ablöst und dann erst sich zur Vorstellung bringt, so daß demnach der Gehalt der Idee allein vom Gegenstande herrührt, ihr geistiges Dasein aber auf den bildenden Geist zurückzuführen ist. Es kann sonach von Grundnormen des Denkens oder sogenannten Kategorien nicht die Rede sein. Deshalb wird der Geist auch ausdrücklich eine „tabula rasa“ genannt, insofern er zum Erkennen nichts mitbringt, als einzig und allein die Fähigkeit zu abstrahiren.

3. Nachdem in dieser Weise der erste und zweite Haupttheil zum Abschlusse geführt sind, reiht sich ihnen der dritte, wie es scheint, zu dem Zwecke an, beide zu umfassen und auf ihre höhere Einheit zurückzuführen. Es ist der Abschnitt von den „göttlichen Vorbildern“.

Als einleitender Uebergang dient das Kausalitätsgesetz, das uns nöthigt, für die auf idealem Grunde erbaute Welt des Endlichen eine entsprechende Ursache zu finden. Diese kann kein anderes als ein geistiges Wesen sein, dem die Vollkommenheit ohne Schranke zukommt, es ist Gott. Vermöge seiner Geistigkeit trägt Gott in sich die Idee seiner selbst und die Idee der endlichen Wesen. Die letzteren sind einestheils Nachbilder der göttlichen Eigenschaften, anderntheils die Vorbilder der Dinge, welchen durch sie ihre Wesenheit, Bestimmung und Rangordnung festgestellt ist. Da die göttlichen Ideen an der ewigen Natur Gottes theilnehmen, so sind sie zugleich die ewigen Normen oder Gesetze im All der Dinge, welche den ununterbrochenen Fluß des Lebens und Bewegens zügeln und leiten. Sofern nun der Mensch die Dinge in ihrem tiefinnersten Wesen auffaßt, vernimmt er die

göttlichen Ideen und nimmt Antheil am göttlichen Denken, aber freilich nur stückweise und wie im Spiegel. Zugleich wird aus der geistigen Natur der Endursache das einleuchtend, daß der Mensch dem ihm instinktiv innewohnenden Zuge nach Wahrheit zuversichtlich folgen dürfe; denn, da die Endursache des Denkens und der Dinge eine und dieselbe ist, so steht der Uebereinstimmung zwischen Denken und Sein, oder dem Erkennen der Wahrheit kein Zweifel mehr im Wege. So schließen sich Anfang und Abschluß des Denkens aneinander. Was der eine voll Hoffnung gewagt, führt der andere zu froher Erfüllung.

Referent hat nun die Skizze des Buches vollendet und meint, dieselbe sachgetreu entworfen zu haben. Es sei nun erlaubt, einige Bemerkungen über das Buch und den Verfasser hinzuzufügen, wie sie sich im Verlaufe der Lektüre ausdrängten.

Der Leser und vor allen der deutsche Leser findet in dem Buche nur Bruchstücke eines Systemes der Erkenntnißlehre, denen die Entwicklung aus einem Grundgedanken und die Gliederung zu einem organischen Ganzen fehlt. Es ist sehr leicht möglich, daß der gerügte Mangel in der rapsodischen Gedankeneintheilung des h. Thomas seinen hauptsächlichsten Grund hat. Dennoch dürfte auch die nationale Eigenthümlichkeit des Verfassers nicht ohne Antheil daran sein; denn der seinem Stamme eignende Scharfsinn, der seine Kraft im Unterscheiden des scheinbar Gleichen und Aehnlichen hat, tritt überall zu Tage. Aber was ihm fehlt und was namentlich der Deutsche vermißt, das ist der Tiefsinn, der im Reime das Ganze sieht und mit schöpferischer Macht in der einheitlichen Fülle des Gedankens gestaltet. Dies glaubt Referent um so mehr betonen zu müssen, als dieses Werk der deutschen Nation in der Absicht angeboten wird, sie von dem Irrwege der philosophischen Gedankenarbeit auf den sicheren Weg der Wahrheit zu leiten. Das will aber nicht weniger sagen als dies, daß es nach Feststellung der allgemein geltenden Erkenntnißlehre keine Systeme, sondern nur eine von Allen als wahr erkannte Philosophie geben soll, oder daß die Philosophie alle Probleme hinter

sich und nur lauter völlig genügende Lösungen vor sich hat. Ob es aber je dem genialsten Manne gelingen wird, in der eben verhandelten Fundamentallehre der Philosophie alle Zweifel zu beseitigen und alle Fragen zu lösen, bleibt dahin gestellt. Jedenfalls scheint dem Referenten das vorliegende Werk dieses noch lange nicht zu leisten. Um nur auf Einzelnes aufmerksam zu machen, so werden z. B. Manche den Kopf schütteln, daß die bloße Fähigkeit der Abstraktion hinreiche, das Allgemeine der Dinge zu erfassen, ohne daß sie dazu gewisser, schon in der Vernunft liegender Normen, der sogenannten Kategorien bedürfte. Ebenso ist der Abschnitt von den „göttlichen Vorbildern“ sehr in Dunkel gehüllt. Es ist unter Anderm die Rede von der Theilnahme der Vernunft an denselben. Wenn man nun bedenkt, daß die Vorbilder die „ewigen Gesetze“ der Dinge enthalten, so möchte man meinen, daß die „Theilnahme“ an denselben in dem Innern ihrer maßgebenden Wirksamkeit als unumstößlicher Weisen des Seins und Wirkens bestehe. Darauf kann man um so leichter geführt werden, wenn man sich des früher Gesagten erinnert, daß das Allgemeine durch „Begreifen, Urtheilen und Schließen“ weiter fortgebildet werde. Daß dies aber Normen unseres Denkens sind, wird wohl Niemand bezweifeln. Wenn nun Referent gleichwohl nicht überzeugt ist, daß dieses Werk den Wunderbalsam der Philosophie enthalte, so fühlt er sich doch verpflichtet, die Lektüre desselben zu empfehlen, als des Versuches eines talentvollen Mannes, der durchdrungen und begeistert von der Klarheit und Tiefe der christlichen Scholastik, seine Zeitgenossen, die vorwiegend von dem herzverödenden Geiste der Skepsis im Wirbel herumgetrieben werden, auf die herzverjüngende Quelle der glaubensstarken Väterweisheit zurückzuführen.

H.

Theses theologicae, quas in Vindobonensi Academia Synopsis instar auditoribus tradidit P. Clemens Schrader, S. J., Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder. 1862. Preis: 16 Sgr.

Im Jahre 1857 wurden, wie bekannt, 2 namhafte römische Theologen, der Jesuit P. Schrader und der Dominikaner P. Guidi, an die theologische Fakultät zu Wien berufen, um als außerordentliche Professoren Dogmatik zu trariren. Der Zweck war, allmählig die wichtigsten Materien sowohl ausführlicher wie tiefer zu behandeln, was in den ordentlichen Vorlesungen, die jährlich das ganze Gebiet der Dogmatik umfassen sollen, geradezu unmöglich ist. Man hatte dabei gewiß ein wahres Bedürfnis im Auge, indem die theologische Fakultät der ersten Universität des Kaiserstaates nicht bloß Bildung des jungen Klerus, sondern auch Pflege der theologischen Wissenschaft als solcher zur Aufgabe hat. Wien hat hiefür stets das entsprechende Auditorium, indem daselbst außer den Mitgliedern des höheren weltpriesterlichen Bildungsinstitutes zu St. Augustin auch sonst junge Kleriker verschiedener Diözesen und Stifter sich befinden, deren Aufgabe und Streben weiter geht, als die für die Mehrzahl berechnete theologische Schulbildung bietet. Daß die beiden erwähnten außerordentlichen Professoren ihre Kanzel würdig einnehmen, darüber herrscht kein Zweifel. Der eine derselben, P. Schrader, hat nun gleichsam öffentliche Nachricht über seine bisherige Lehrthätigkeit gegeben durch die Bekanntmachung der Thesen, die er in den Schuljahren 1857 $\frac{7}{8}$ —1860 $\frac{1}{2}$ behandelte. Man kann aus der Zusammenstellung und der Textirung dieser Thesen sich schon orientiren, welcher theologischen Anschauung, welchem Systeme der Herr Verfasser huldige. Der Leser wird aber immer finden, daß es noch interessanter wäre, würde P. Schrader auch den Gang der Durchführung doch wenigstens skizzirt haben. Schreiber dies hegte diesen Gedanken, noch ehe er ihn in der Wiener kath. lit. Zeitung las, und freute sich, ihn auch dort ausgesprochen zu sehen.

Das Christenthum und die Einsprüche seiner Gegner. Eine Apologetik für jeden Gebildeten. Von Dr. C. H. Vosen, Religionslehrer am Marzellen-Gymnasium zu Köln. Mit erzbischöfl. Approbation. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-handlung. 1861. S. VI. und 715.

Ein Werk, das an und für sich aller Beachtung werth ist, von uns aber noch besonders in Betracht zu nehmen war, da der Herr Verfasser bei seinen Erörterungen nicht so sehr die Wissenschaft als solche, als vielmehr die Seelsorge sich zum Zwecke gesetzt, und uns're Zeitschrift auch die Beziehung auf's Leben stets im Auge behält. Nach sorgfältiger Durchlesung hat sich im Allgemeinen ein höchst günstiger Eindruck geltend gemacht und die Ueberzeugung begründet, daß in der That der Geistliche und gebildete Laie von diesem Werke vielfachen Gebrauch machen und großen Nutzen ziehen könne. Tolle et lege!

In der Vorrede erklärt sich Dr. Vosen des Näheren über Zweck und Plan seines Buches, dessen Inhalt in 17 Kapiteln vertheilt wird, deren Ueberschriften wir des Einblickes wegen nun angeben. I. Kurzgefaßte Vertheidigung des Christenthums als Einleitung (S. 1—29). II. Von der Natur des christlichen Glaubens und von seiner Stellung zur Wissenschaft (S. 29—70). III. Gründe des Unglaubens (S. 70—81). IV. Die Lehre von der Geistigkeit der Seele und ihr Gegensatz, der Materialismus (S. 81—171). V. Vom Dasein Gottes (S. 171—215). VI. Von der Wesenheit des Unendlichen und den göttlichen Eigenschaften (S. 215—236). VII. Die Erschaffung der Welt (S. 236—262). VIII. Das Menschengeschlecht (S. 262—305). IX. Von der göttlichen Vorsehung (S. 305—372). X. Von der ewigen Vergeltung (S. 372—443). XI. Die christlichen Glaubensgeheimnisse (S. 443—455). XII. Das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit (S. 455—475). XIII. Das Geheimniß der Erbsünde (S. 475—505). XIV. Das Geheimniß der Menschwerdung (S. 505—535). XV. Die Menschwerdung ihrem historischen Charakter nach (S. 535—558). XVI. Die Wunder Jesu (S. 558—651).

XVII. Natürliche Autorität der historischen Schriften des N. B. (S. 651—707). Daran schließt sich ein Materien-Register, das zum späteren Nachschlagen recht gute Dienste leistet.

Wir haben eben den allgemeinen günstigen Eindruck erwähnt, den die Lesung dieser Apologetik hervorgebracht. Nachdem der Inhalt in etwas dem verehrlichen Leser dargelegt worden, möge uns gestattet sein, einige Bemerkungen im Einzelnen zu machen. Wie groß in naturwissenschaftlicher Beziehung der Werth sei, halten wir zu entscheiden uns nicht für kompetent und bemerken nur, daß ein Sachkundiger uns das IV. Kapitel als gelungen bezeichnete. Bezüglich der andern erörterten höchst wichtigen Fragen verhehlt sich der Autor selbst nicht, daß nicht Alles Allen völlig genügen werde. Wer möchte dies auch verlangen, da über gar manchen Gegenstand allein weitläufige Abhandlungen kaum den Anforderungen entsprechen können? Häufen sich solche schwer lösbare Probleme, wie z. B. im II. Kapitel, so macht sich am ersten die zuweilen minder gründliche Besprechung fühlbar. Wir möchten hieher besonders rechnen, was in die Erkenntnistheorie einschlägt. Eine eigenthümliche Ansicht bringt Rosen zur Erklärung der Erbsünde, d. h. der Thatsache derselben vor, die wir lieber mit seinen eigenen Worten darlegen. Er schreibt S. 491:

„Wir begreifen, daß der Allmächtige unbekannte Mittel in seiner Gewalt hatte, die ihn in den Stand setzten, ungehindert durch die Schranken der Zeit das Menschenpaar in eine solche Verbindung mit allen seinen Nachkommen zu setzen, daß dadurch eine Gesamtprüfung aller zu diesem Geschlechte nach Gottes Vorherbestimmung gehörigen Geister der Zukunft möglich wurde.“

„Dieser letzte Punkt führt uns indessen schon auf das eigentliche Geheimniß der christlichen Lehre von der Erbsünde hin. Daß Gott eine solche Willensverbindung Aller durch seine Allmacht einrichten konnte, läßt sich an sich offenbar nicht läugnen; in welcher fremdartigen Weise er sie aber damals

wirklich eingerichtet hat, das läßt sich an der jetzigen Lage des menschlichen Geistes und an seinen jetzt noch vorhandenen Verbindungsmitteln durchaus nicht erkennen oder ahnen. Der Kern des ganzen Geheimnisses liegt also in der nicht zu beantwortenden Frage: in welcher Weise hört durch des Allmächtigen damalige Fügung die Zeit auf, ein Hinderniß für die Ausführung jener Prüfung zu sein? Allein diese Dunkelheit berechtigt die Vernunft nicht, uns den Glauben zu verbieten, den wir in diesem Punkte einzig und allein der Offenbarung schenken. Die Vernunft fühlt dabei nur ihre natürlichen Grenzen, wo ihr Blick und selbst ihre Ahnung aufhört, während sie zugeben muß, daß dort die Wirklichkeit viel weiter reichen kann. Wenn wir z. B. in Folge der Erbsünde allesammt das Unglück hätten, als Blindgeborne zu leben, würden wir da im Entferntesten ahnen, daß es dem Menschengenisse in unsern ersten Eltern möglich gewesen wäre, mit Wesen in augenblicklicher Verbindung zu stehen, die Millionen Meilen von uns entfernt sind, wie das Auge den Sehenden mit der Sternenvelt in Verbindung setzt? Hier zeigt sich also eine Verbindung unseres Geistes, die uns in wunderbarem Grade über die Schranken des Raumes hinaussetzt. Aber offenbar ebenso gut blieb der Schöpfer auch Herr über die Zeit, die jetzt unsere Verbindung mit den nachkommenden Geistern in ähnlicher Weise stört, wie der Raum die Verbindung des Blinden mit den entfernten Gegenständen. Wie der Herr, indem er uns das Auge gab, über das Hinderniß des Raumes uns hinaus hob, um uns mit den übrigen Wesen in wunderbare Verbindung zu setzen, so konnte er durch irgend eine andere heute nicht mehr zu ahnende Gabe die Menschengenisse dazu befähigen, daß sie ungehindert durch die Schranken der Zeit mit den Geistern der Zukunft, die zu ihrem Geschlechte gehörten, in eine uns jetzt unbegreifliche Verbindung treten konnten. In diesem Dunkel liegt das eigentliche Geheimniß der Glaubenslehre von der Erbsünde. Es handelt sich hier um eine Gesamtprüfung des ganzen von Adam abstammenden Geschlechtes. Um diese Prüfung zu vollführen, hatte der Allmächtige

alle zum Menschengeschlechte gehörigen Geister durch ein uns unbekanntes Mittel so mit dem Geiste der ersten Eltern in Verbindung gesetzt, daß die Einwilligung derselben in die Sünde als eine Einwilligung Aller zu betrachten war, so daß Alle in ihnen geprüft wurden und zum Falle kamen. Das ganze Geschlecht sollte nach dem göttlichen Plane ursprünglich gleichsam eine große Gesamtkreatur bilden, in welcher unzählige Persönlichkeiten durch eine heilige Sympathie zur Willenseinheit, Gott gegenüber, verbunden waren, während nach andern Richtungen hin der Wille des Einzelnen dabei seine individuelle Freiheit und Selbstständigkeit behielt. Es muß etwas mit der Natur der Liebe Verwandtes in ihnen gewesen sein, eine höhere Art von Liebe und Geistesverbindung, die in der Macht ihrer Sympathie durch damalige Fügung des Allmächtigen nicht durch die Schranke der Zeit behindert wurde, ihr ganzes Eigenthum auch in die ferne Zukunft hinein zu ergreifen. Es ist erklärlich, daß mit dem Sündenfalle dies Band zerrissen ist und verloren ging. Alle zum Menschengeschlechte gehörigen Geister würden ohne diesen Fall bei ihrer individuellen Verschiedenheit dennoch nach einem einzigen großen Schwerpunkte der Geistesanziehung aus Liebe hingezogen worden sein, nämlich zu der gemeinschaftlichen Liebe Gottes. Als diese Liebe Gottes in ihnen zerstört wurde, riß das Menschengeschlecht gleichsam auseinander, so daß die einzelnen Individuen, nun egoistisch abgegränzt, einander entfremdet sind, seit sie den gemeinschaftlichen allgemeinen Schwerpunkt aller Liebe unter sich verloren haben. In einer Verschwörung kommt es vor, daß im Kreise des gemeinschaftlichen Interesses eine gemeinschaftliche Sünde vieler durch die That eines Einzelnen vollführt wird, weil in diesem Punkte gerade alle Betheiligten ihren Willen vereinigt haben. Bricht sich diese Uebereinstimmung, so hört hier auch die Möglichkeit gemeinschaftlicher Sünde durch die That eines Einzelnen auf. In ähnlicher Art hört auch für das Menschengeschlecht jene Möglichkeit gemeinschaftlicher Sünde nach diesem einmal eingetretenen Risse auf, so daß nachfolgende Verschuldung der Vor-

fahren nun nicht mehr auf die Nachkommen übergehen kann. Seit jene große in Gott gegründete Sympathie und Willensgemeinschaft Aller durch den ersten Fall unter unter uns vernichtet ist, kann keine weitere Sünde mehr den Charakter der Erbllichkeit annehmen und alle weiteren Vergehungen bleiben rein persönlich. Wie die natürliche Ausstattung und die Verleihung der übernatürlichen Gaben an die Stammeltern durchaus als eine auf Forterbung berechnete göttliche Verleihung nicht an diese beiden einzelnen Individuen, sondern in ihnen an das ganze Geschlecht ihrer Nachkommen betrachtet werden muß, so findet ein Aehnliches für die Prüfung statt. Dieselbe mußte mit geheimnißvollen Einrichtungen verbunden sein, welche durch Gottes Allmacht auf eine jetzt für uns unerforschliche Weise dem Resultate dieser Prüfung den Charakter erblicher Wirkung verlieh für die ganze Reihe der Zeugungen, deren Wirkung einestheils von der Allmacht Gottes, anderntheils aber auch vom Willen der Eltern abhängt. Das „Wie“ dieser von Gott eingerichteten Verbindung aller Nachkommen mit ihren Vorfahren bleibt, wie bereits gesagt wurde als der eigentliche dunkle Kern des Geheimnisses in der christlichen Lehre von der Erbsünde stehen.“ (S. 493.)

Zu dieser Ansicht möchten wir nur bemerken, daß das „origine unum“ des Konzils von Trient (sess. v. c. 3.) auf diese Weise zu einer bloß kollektiven Einheit werden dürfte. Ob solche Auslegung angehe?? — Dann können wir uns nicht einverstanden erklären mit dem, was S. 486 als „natura pura“ bezeichnet wird, d. h. wir glauben, um es sogleich offen zu sagen, der Herr Verfasser habe der natürlichen Ordnung ihr Recht verkümmert und daher die übernatürliche unrichtig erklärt. Wir sind nicht die Ersten, die das ausstellen . . . Haben wir aufmerksam gemacht auf das, was uns besonders der Verbesserung bedürftig erscheint, so können wir nicht umhin: auch beispielsweise Einiges zu notiren, das uns besonders angesprochen. Im I. Kapitel spricht der Autor vom Gewissen in höchst anziehender und instruktiver Weise. Ingleichen ist der kurze Paragraph „Wissenschaft

als Vertheidigung des Glaubens" (S. 46) beherzigungswerth. Ferners zählen wir hieher das ganze III. Kapitel; dann die Rechtfertigung der Höllestrafe als Vindicta (S. 392); die Wunder Christi als Kommentar seiner Lehre (S. 620); die Auferstehung Christi (S. 629); besonders aber, was über die Bedeutung des Bittgebetes und dessen Rechtfertigung (S. 362—372) gesagt ist.

„Nicht die Gottheit bedarf unserer Bitte, sondern unsere Schwäche macht dieselbe nothwendig. Wir wollen dieses näher erörtern.“

„Unsere Vollkommenheit besteht in der Liebe zu Gott. Zu dieser Vollkommenheit und zur Uebung dieser Liebe müssen wir aber allmählich und mühsam herangebildet werden. Mancher Fortschritt und mancher Rückschritt ereignet sich hier, ehe unsere Prüfung und Reise vollendet ist. Nun ist es aber Thatsache, daß jede Liebe in unserm Herzen erkaltet und zuletzt verschwindet, wenn wir nicht oft und oft unsere Gedanken auf den Geliebten zu richten veranlaßt sind. Umgekehrt ist die öftere Unterhaltung der Liebenden die wesentlichste Förderung ihrer Liebe, und nie würde z. B. eine Mutter es über sich bringen, stundenlang neben dem geliebten Kinde in freiwilligem Schweigen zu verharren. Die Liebe treibt zur Unterredung und diese Mittheilung der Gedanken im Beisammensein und selbst das öftere Andenken in der Abwesenheit fördert und befestigt die Liebe. Stören Verhältnisse auf längere Zeit wiederholt die persönliche Unterhaltung, so wird mit der Seltenheit der Unterredung und des Andenkens die Liebe erkalten. Für unsere Liebe zu Gott ist daher ebenfalls das öftere Andenken und die öftere Unterredung wesentlich. Je häufiger sich unsere Gedanken auf Gott richten, desto mehr wächst unsere Liebe. Allein hier stehen uns bedeutende Hindernisse im Wege. Eines theils trennt uns die Versuchung und die eigene Neigung zur Sünde von Gott; anderntheils zerstreuen uns die äußern Dinge, daß wir über ihrem Glanz und Reiz den Gedanken an den Unsichtbaren verlieren. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Liebe zu Gott überhaupt nur eine werthschätzende, keine empfindende

Liebe ist, so lange wir auf Erden sind. Sie fordert daher Kampf und Opfer, ohne durch irgend einen Reiz auf unsere Sinne zu wirken, und durch irgend einen Genuß uns für jene Opfer zu entschädigen. Selbst die Unterhaltung mit Gott entbehrt des Reizes und der Freude, die bei weit geringerer irdischer Liebe den Umgang der Liebenden verschönert. Es ist schwer, die Liebe Gottes zu erhalten und unter solchen Umständen zu pflegen und zu vermehren. Daher hat Gott gleichsam eine Art von pädagogischem Zwange hier angewendet, um den Menschen zu öfterm Andenken an ihn, den Unsichtbaren, zu veranlassen. Der Schöpfer hat nämlich die Hilfsbedürftigkeit des Menschen auf das Bittgebet angewiesen. Auf diese Weise ist der Mensch durch seine Noth gezwungen, oft an Gott zu denken, mit ihm zu reden und durch Bitten Hilfe und Gnaden zu erlangen. Das Bittgebet ist also die niedrigste Stufe des Gebetes und die erste Erhebung des egoistischen Menschen zur Gottheit, der erste Schritt, durch den er aus seiner Verslossenheit in sich selbst heraustritt. In diesem Schritte liegt Anfangs freilich kaum die Spur von sittlicher Erhebung, Tugend und Liebe; allein er bleibt immer doch der erste Schritt zur Annäherung an Gott und zur Unterhaltung mit ihm, und dieser erste Schritt muß wegen der Schwachheit der Menschen auf solche Weise veranlaßt und fast erzwungen werden. Ohne das Bedürfniß göttlicher Hilfe würde der Mensch nicht zum Gebete kommen und ohne das Gebet würde von Religion, Liebe, Tugend und allen höhern Richtungen des Menschen keine Rede mehr sein; der Mensch würde vielmehr von Gott, seinem Ursprunge und Ziele gänzlich losgetrennt in traurigem Egoismus fortleben. Wir sind nicht im Stande, es uns zu denken, wie eine ganze Welt voll solcher Menschen, die alles Gebet und alle Erhebung des Gemüthes zu Gott gänzlich aufgegeben hätten, sich gestalten würde. Unter den jetzigen Umständen kann das Gebet nie auf Erden verschwinden. Schon der öffentliche Kultus macht dieses unmöglich; allein wenn die Zahl der Atheisten und Deisten sich bedeutend vermehrt und mit ihrer Vermehrung das Gebet

sich vermindert, so sehen wir in der Erfahrung das traurige Herabsinken der Menschen, die dann den Sinn nur der Erde zuwenden und entweder im Rausche ihrer Genüsse oder unter der trostlosen Last der Arbeit im Staube für alles Edlere zu Grunde gehen. Sie werden dann ihr Leben zwischen wüthender Arbeit und niedrigem Genuß theilen und das Eine nur verlassen, um das Andere mit gleicher Hast zu ergreifen. Das Leben wird sich theilen zwischen den Mühen der Fabrik und den Ausschweifungen wilder Gelage, und wer das Letztere ohne das Erstere haben kann, der wird stets lieblos bereit sein, Andern die ganze Last der Arbeit und sich die ganze Fülle des Genusses zuzuwenden. Das Bedürfnis ist daher das erste Band, wodurch der Mensch an seinen Schöpfer gebunden ist und es gehört ein solches Band ganz wesentlich zu dem kindlichen Verhältnisse unserer Abhängigkeit von Gott. Wenn dieses Gefühl der Abhängigkeit verschwunden ist, so ist die wesentlichste Seite des menschlichen Geistes erdrückt. Es gehört zur Natur eines geschaffenen freien Geistes, daß er eines theils seiner Freiheit wegen das Bedürfnis fühlt, sich selbst zu bestimmen, daß er aber andernteils, weil er geschaffen und abhängig ist, in gleicher Weise ein noch größeres Bedürfnis fühlt, bestimmt zu werden. Beides vereinigt sich durch die Liebe zu Gott im freiwilligen Gehorsam. Nicht Herr kann der Mensch sein, nicht Sklave soll er sein, sondern liebendes und darum freiwillig gehorsames Kind. Der Atheist verkennet das Bedürfnis der Abhängigkeit, das tief im Menschengeniste liegt. Wenn er behauptet, daß er seine Lehre auf die Natur des Menschen gründe und daß auf diese Weise die Theologie zur Anthropologie werden müsse, so hat er den Menschen nicht ganz begriffen. Die eine Seite allein hat er aufgefaßt, wornach wir in unserer Freiheit uns selbst zu bestimmen trachten, die andere hat er übersehen, die in uns ein noch mächtigeres Bedürfnis der Anschließung an höhere Bestimmung hervorrufen. Allein Jeder, der aufhört zu beten, hat in derselben Weise die Stellung thatsächlich verkannt, er ist ein praktischer Atheist, wenn er auch mit dem Munde noch einen

Gott bekennen mag. „Du glaubst keinen Gott; denn du betest nicht zu ihm“, so wird ihm der natürliche unverdorbene Mensch sagen; und früh oder spät wird der Deist auch den theoretischen Konsequenzen des Atheisten verfallen müssen. Der Gott, nach dem sein Herz kein Bedürfnis fühlt, wird für ihn kein Gott mehr sein und gänzlich verschwinden.“ (S. 365—367).

Grundzüge der Beredsamkeit mit einer Auswahl von Musterstellen aus der klassischen Literatur der ältern und neuern Zeit von P. Mik. Schleiningcr S. J. Freiburg i. B. Herder 1859. S. XX. und 354. Preis 1 fl. 30 kr. rh. = 26 Sgr.

Der Verfasser, durch mehrjährige Erfahrung bei Ertheilung des Unterrichtes in der geistlichen Beredsamkeit belehrt, fand es für nothwendig, die Schüler „erst mit der allgemeinen Theorie der Beredsamkeit bekannt zu machen, ehe man daran denken darf, sie mit Erfolg in die Homiletik einzuführen. Denn obwohl die Kanzelberedsamkeit ihren eigenthümlichen Charakter nicht nur in Beziehung auf Geist und Inhalt, sondern sogar in formeller Rücksicht hat, so finden doch die allgemeinen Regeln der Theoretik auch bei ihr fortwährend ihre Anwendung, ja bei ihr die aller schönste und wichtigste und ohne ernstes und praktisches Studium dieser Regeln hat der junge Homilet keine sichere Grundlage zu weiterer oratorischer Ausbildung; er wird es vielleicht nie dazu bringen: wahre Reden (statt nur eben Aufsätze) zu liefern.“ Die vorliegenden „Grundzüge“ wollen also nur eine allgemeine Theorie geben und eine Vorschule für die geistliche, aber auch für die weltliche Beredsamkeit sein.

Auf die klassische, griechische und römische Beredsamkeit legt der Autor sehr großes Gewicht, auch in Bezug auf die geistliche Rede. „Wie man immer über das Verhältniß der Redekunst zum Predigtamte urtheilen mag, zwei Thatsachen stehen fest in

der Geschichte der Homiletik: Die erste, daß die berühmtesten kirchlichen Redner zugleich auch durch rhetorische und klassische Bildung ausgezeichnet waren, so ein h. Basilus, Gregor v. Naz., Chrysostomus, bei den Lateinern ein h. Cyprian, Ambrosius und Andere; die zweite, daß mit Vernachlässigung rhetorischer Studien stets auch der gute Geschmack in der Kanzelberedsamkeit sank, ja, daß diese selbst, zu unberechbarem Nachtheile für das Heil von Millionen, den bedauerlichsten Ausartungen verfiel.

„Wodurch hob sich, um ein einziges Beispiel aus der Neuzeit anzuführen, die hl. Beredsamkeit in einem Bossuet, Bourdaloue, Massillon zu einer solchen Höhe, während sie vor ihnen, und sogar in manchen Gegenden eben zu ihrer Zeit, vielfach zur trockenen Spekulation, zur salbungslosen Wortfülle, ja bisweilen zur unwürdigen Spielerei herabgesunken war? Allerdings nicht allein durch rhetorische Studien, aber doch, und zwar ganz unverkennbar auch durch diese; indem diese Männer von den großen Lehrern und rednerischen Vorbildern der Vorzeit ernste und einheitliche Behandlung ihres Gegenstandes, Geschmack und Würde lernten. Sie waren überzeugt, daß, wenn Profanredner einen geschichtlich berühmten Fleiß auf gründliche oratorische Durchbildung verwandt hatten, der geistliche Redner eben in der schwersten und erhabensten Gattung der Beredsamkeit, der heiligen, diesem Fleiße nicht gänzlich entsagen dürfe, und daß Gott von ihm die gewissenhafte Vorbereitung und Mitwirkung zum Apostolate des Wortes so gut fordere, wie zu dem der That, wie überhaupt zu allen übrigen seelsorglichen Funktionen.“
S. VI.—VII.

Nach dem Rathe des h. Augustin, der sowohl Lehrer der Rhetorik als auch Redner war: Porro, qui non solum sapienter, verum etiam eloquenter vult dicere, quoniam profecto plus proderit, si utrumque potuerit, ad legendos vel audiendos et exercitatione imitandos eloquentes eum mitto libentius, quam magistris artis rhetoricae vacare praecipio ¹⁾ behandelt der Ver-

¹⁾ De doctr. chr. l. 4. c. 3.

fasser seinen Gegenstand sehr praktisch. Die Regeln, die den Redner in der Freiheit der Bewegung nicht im geringsten beengen, sind sehr reichlich mit Beispielen, größtentheils aus klassischen Mustern in der Ursprache illustriert; die griechischen auch in's Deutsche übertragen. In einem Anhang von S. 210—354 sind überdies noch Reden der berühmtesten Redner alter und neuer Zeit, vollständig oder in Bruchstücken beigegeben und auch mit Analysen versehen, z. B. Theile der Reden des Demosthenes, Aeschines, Cicero, Sallust, h. Chrysostomus, Burke, Pitt, O'Connell und einige auf den General-Versammlungen der katholischen Vereine Deutschlands gehaltene Reden, z. B. zu Köln 1858 von Peter Reichensperger und zu Salzburg 1857. Das Werk ist aller Empfehlung werth, sehr anregend, belehrend und geeignet zur Selbstbildung, zur Weckung des Eifers der geistlichen Redner und zur Hebung der geistlichen Beredsamkeit.

Zur selbstständigen Würdigung des Werkes mögen eine Uebersicht des Inhaltes und einige Stellen aus demselben nachfolgen.

In einer ganz kurzen Einleitung werden der Begriff und die Geschichte der Beredsamkeit und die Eintheilung der Rhetorik gegeben. Der Verfasser befolgt den genetischen Weg, auf welchem die Rede sich bildet und behandelt daher I. die Erfindung, II. die Anordnung, III. die oratorische Darstellung und IV. den Vortrag.

Ad I. Die Erfindung. Hier wird kurz über die Wahl des Thema und sodann weitläufig über die Auffindung des Stoffes zur Durchführung des Thema gesprochen und zwar nach den drei Hauptzwecken der Rede: docere, delectare, movere: 1. von den Hilfsmitteln der Belehrung, von der Topik, d. i. es werden die innern und äußern Empfindungsquellen (loci communes) angegeben und erklärt; nämlich a) innere — was der Gegenstand an und für sich ist. Die Definition, Gattung und Art, Zergliederung in Theile, Namensbedeutung — was er ist in Verbindung mit andern Dingen: Ursache und Wirkung, Nebenumstände, Vorangehendes und Nachfolgendes — was er

ist in Vergleichung mit andern Dingen: Vergleichung, Gleichniß, Gegensatz, b) als äußere werden bloß kurz angeführt: Offenbarung, kirchliche und weltliche Gesetzgebung, und Auktoritäten aller Art. 2) Bei den Mitteln, durch die der Redner gefallen soll, wird von den Sitten und von der Klugheit desselben gesprochen. 3) Bei den Hilfsmitteln zur Bewegung des Willens wird von den Beweggründen und sehr ausführlich von den Affekten und ihrer Ordnung und Steigerung gehandelt.

Ad II. Die Anordnung wird unterschieden 1) nach dem Inhalte und 2) nach der Form der Rede. 1) Nach dem Inhalte soll sie logisch richtig und praktisch (zumal psychologisch) zweckmäßig sein — Division, Partition, Eintheilungsweisen und Eigenschaften. 2) Nach der Form nennt und beschreibt der Verfasser die Theile der Rede mit ihren Zwecken und Eigenschaften, nämlich a) Eingang, b) Exposition: allgemeine Charakteristik, Hauptsatz, Angabe der Theilung, c) Abhandlung: Beweisführung, Widerlegung, Motive und Affekte, d) Schluß.

Ad III. Bei der oratorischen Darstellung werden zuerst die allgemeinen Eigenschaften des rednerischen Styls angegeben und erläutert. Ueber die Gesprächsform wird gesagt S. 132. „Dadurch unterscheidet sich die Rede vor der Abhandlung, erhält Farbe und Leben, interessirt und fesselt den Zuhörer und schreitet, statt in theoretischer Spekulation, in einer bestimmt praktischen Richtung voran. Mit Recht sagt Adam Müller: Jede wahre Rede ist Gespräch. Für sich allein, oder für Jedermann — ist Niemand ein Redner. (Ueber die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland I, II.)“

„Wie wenden sich ein Cicero, ein Demosthenes, wie wenden sich alle großen Redner beständig an ihr Auditorium, wie lassen sie es lebendig fühlen, daß sie für dasselbe da sind, für dasselbe sprechen, sich um dasselbe interessiren, dasselbe für sich, für ihren Gegenstand interessiren möchten! Und wie steht dagegen der theilnahmlose Ton Anderer ab, die ihre Anrede ebenso gut Traktate als Reden nennen könnten, die in denselben eher auf

alles Andere als auf die Zuhörer kommen, und sprechen als schrieben sie, statt schon beim Concipiren so zu schreiben als sprächen sie, als hätten sie anstatt der vier Wände ihres Zimmers ein lebendiges Auditorium, einen Menschen mit diesen oder jenen Leidenschaften, diesen oder jenen Ansichten, Widersprüchen, Hoffnungen, Interessen vor sich.“ Darnach wird der rednerische Styl i. e. S., nämlich der Ausdruck des einzelnen Gedankens behandelt und dabei werden die Tropen und Figuren sehr vollständig und ausführlich nach Zweck und Gebrauch erklärt, zuletzt der rednerische Styl i. w. S., nämlich Ausführung des Gedankens: rednerische Beweisformen und Erweiterung. S. 183, 184. „Wie uns das Fernrohr die Wunder des Himmels oder die einzelnen Schönheiten einer fernen Landschaft, wie uns das Mikroskop den unendlichen Reichthum der Natur im Kleinen, oder — im Gebiete der geistigen Welt — die Betrachtung den überraschend tiefen Inhalt einer erst kaum beachteten Wahrheit vorführt: so deckt die rednerische Erweiterung vor dem Geiste des Zuhörers die Größe, die Wichtigkeit, die wahre Beschaffenheit eines Gegenstandes durch Hervorhebung seiner einzelnen Züge auf. Aus diesem Grunde nimmt sie sehr oft den Charakter der Schilderung an, besteht andere Male in einem fortgeführten Raisonnement, indem aus einem Beweise Schlüsse gezogen, über denselben verschiedene Reflexionen (aber nie abstrakte) angesetzt, Ursachen, Wirkungen, Motive (Nothwendigkeit, Billigkeit oder Unrecht, Nutzen oder Schaden . . .) berührt werden; mitunter ist sie nur eine Beleuchtung durch Beispiele, Gleichnisse, Sentenzen: überhaupt ist ihre Aufgabe nicht immer eigentliches Erweitern (obwohl meistens, daher ihr Name), sondern bisweilen nur eindringliches Verweilen bei einem Gegenstande, und ihre Wirksamkeit dadurch jener der Sonne ähnlich, die ihre erwärmenden und befruchtenden Strahlen längere Zeit einem Punkte der Erde zusendet.“

Ad IV. Der Vortrag, das Memoriren, die Deklamation und Geberdensprache werden in drei Blättern kurz abgefertigt.

Im Schlußworte faßt der Verfasser in gedrängter und kraftvoller Kürze die Resultate des Werkes in wenige aber glückliche Fingerzeige für die Selbstbildung des Redners zusammen und empfiehlt abermal das praktische Studium der klassischen Redner und häufige Uebung in der Komposition und im Vortrag.

Der praktische Seelsorger oder: Wie wirkt man segensreich in einer Gemeinde? Von H. Dubois, Ehren-Domherrn von Coutances, Pfarrer und ehemaligem Seminardirektor. — Nach der 3. Auflage des französischen Originals frei bearbeitet von einem Priester der Diözese Mainz. Zweite verbesserte Auflage. Mit hoher, oberhirtlicher Genehmigung. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1860.

Dieses vortreffliche Werk, das in Frankreich in kurzer Zeit 3 Auflagen erlebte, und dessen weite Verbreitung und gute Aufnahme in Deutschland eine 2. Auflage auch der deutschen Uebersetzung bereits nothwendig machte, ist durchaus nicht mit einer nur theoretischen und wissenschaftlichen Pastoraltheologie zu verwechseln, deren wir ja schon eine ziemliche Anzahl besitzen. Der gefeierte Verfasser wollte vielmehr ein Buch schreiben, „das Nichts, als reine Praxis enthalten sollte, eine große Menge praktischer Fingerzeige für die Seelsorge, die oft nicht genug beachtet werden und von denen in gelehrten Abhandlungen nichts zu finden ist.“

Von der ersten bis zur letzten Zeile des Werkes werden immer nur direkte und praktische Mittel angegeben, wie man möglichst viele Seelen retten könne. Wird eine Tugend empfohlen, ein Fehler angegriffen, auf einen Mißbrauch aufmerksam gemacht, ein Tadel ausgesprochen, zu einem Unternehmen aufgefördert, — immer schwebt dem Verfasser, wie ein Kompaß, wie ein leitender Stern der Titel seines Buches vor Augen: „Der praktische Seelsorger.“ Ohne alle Uebertreibung schildert er das Leben und Wirken des Seelsorgers nach allen Seiten, begleitet

ihn gewissermaßen bei jedem Schritte, den er in der, seiner Sorge anvertrauten Gemeinde thut, um ihn beständig an das zu erinnern, was er zu thun und zu lassen habe, wenn er wirksam am Heile seiner Brüder arbeiten wolle.

Mit liebevollem Ernste und höchst anerkennenswerthem Freimuth werden von dem Verfasser auch eine Menge heikler Verhältnisse besprochen, und Verhaltensregeln darüber aufgestellt, die sich freilich nicht immer mit der Empfindlichkeit der Eigenliebe vertragen, die aber durch die Größe der Gefahr, welche für das Heil des Seelsorgers sowohl, als auch seiner Anvertrauten, mit jenen Verhältnissen gewöhnlich verbunden ist, vollkommen gerechtfertigt werden.

Was die deutsche Uebersetzung des Werkes betrifft, so hat der Herr Herausgeber nichts unterlassen, um dasselbe so recht zu einem deutschen umzugestalten und es durch nicht wenige, unsern vaterländischen Verhältnissen entsprechende Zusätze, namentlich durch Erweiterung der Skizze des Unterrichtes über die gegenseitigen Pflichten der Eheleute, — in dem wichtigen Abschnitte, der vom Brauteramen handelt, — zu vervollkommen und seinen hochwürdigen Herrn Amtsbrüdern nur noch schätzbarer zu machen.

Obwohl nun dieses Buch allen Priestern, ohne Ausnahme, sehr nützlich sein kann, so wird es doch jenen besonders anempfohlen, die in der Seelsorge angestellt sind.

Ergo — tolle! lege! — „Inspice et fac secundum exemplar“
Exod. 25, 40.

„Rom und seine Beherrscher, seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten.“ Von John Francis Maguire, Mitglied des engl. Parlaments. 2. stark vermehrte Aufl. Köln bei Bachem 1861.

Rom und Pius IX. sind mit einem Worte bezeichnet der Fels, an welchem heutzutage sich ein großer Theil der Menschheit gewaltig stößt; welchen (als Träger zweier göttlicher Ideen)

weil er bis jetzt der Verwitterung, dem Zahne der Zeit getrozt, nun mit Hilfe aller Mächte der Finsterniß durch Fürsten und Völker, Abkömmlingen Chams, die gegen den Herrn toben, zerbröckelt werden soll! — Ferner sind auf diesen Fels gegenwärtig Vieler Blicke mit einer Theilnahme gerichtet, die jener feigen verzweifelnden Resignation gleich kommt, welcher einst der römische Senat auf dem Kapitol sich hingab, als die letzte Stunde seiner Herrschaft geschlagen — sie legen ihre Hände in den Schooß, seufzen und schweigen. — Endlich, zur Ehre der Menschheit, die dem Christenthum ihre Zivilisation verdankt, sei's gesagt, es ist noch eine dritte Klasse da, jene der Entschiedenen, für Rom und Pius IX., für Recht und Wahrheit unerschrocken mit Wort und That Eintretenden. Wir übergehen das große Heer, welches gleichsam auf einem Kreuzzuge begriffen, den Himmel mit inbrünstigen Gebeten bestürmt — welches mit seinen Opfern den schönsten Glaubens- und Liebestribut auf den Altar zu legen nicht müde wird — unser Blick ist diesmal nur auf einen von den muthigen Vorkämpfern gerichtet, dessen Verdienst für die heil. Sache des Katholizismus, trotz der wachsenden Fluth feindseliger Elemente, sein Geistes Schwert geschwungen zu haben, um so größer ist, je räthlicher es bezüglich seiner politischen Stellung schien, dasselbe in der Scheide ruhen zu lassen. Wer in unsern Tagen über Rom in dem Geiste schreibt, in welchem das vorliegende Werk geschrieben ist, legt einen mehr als gewöhnlichen Muth an den Tag, er ist ein Sohn der Kirche in einem weit edleren Sinne des Wortes, als gegenwärtig der sogenannte „Erstgeborne“ sich dessen rühmen dürfte.

J. F. Maguire's „Rom und seine Beherrscher“ hat den kompetentesten Beurtheiler an Sr. Eminenz dem Kardinal Wisemann gefunden, dessen ehrenvolles Zeugniß jede weitere Bürgschaft für die Vortrefflichkeit dieses Werkes überflüssig macht. Wir können indessen nicht umhin, dem Wunsche, daß dieser interessanten zeitgemäßen Geistesgabe des Verfassers ein zahlreiches Lesepublikum sich zuwende, über dessen Inhalt einige Bemerkungen beizufügen.

Das Werk, aus 42 Kapiteln bestehend, zerfällt in drei Theile, den historischen, statistischen und politisch-finanziellen. — Der Verfasser beginnt mit einem Miniaturbilde Roms — zieht aus der Vorzeit geschichtlich interessante Persönlichkeiten, die auf St. Petri Stuhl gesessen, hervor — schildert kurz einige mit dem Purpur geschmückte Fürsten, die er Gelegenheit hatte, kennen zu lernen — und bahnt sich so den Weg zum eigentlichen Gegenstand — zu dem „Electum e Millibus“, den er zu schauen sich gesehnt. Papst Pius IX. ist von der Vorsehung mit so ausgezeichneten inneren und äußeren Vorzügen ausgestattet, daß, mit Ausnahme Einzelner, die etwa mit maliziöser Absicht, und mit einem stählernen Panzer feindseliger Vorurtheile versehenen Ihm sich nahen, alle in der rührendsten Schilderung seines erhabenen Charakters übereinstimmen, mit dem Geständnisse eines unaussprechlich wohlthuenden Eindruckes, von welchem Jene wie bezaubert werden, denen das Glück zu Theil ward, Pius IX. zu sehen, zu sprechen. Schreiber dieser Zeilen ist in der angenehmen Lage, dem Verfasser hierin um so sicherer beipflichten zu können, als ihm selbst ewig unvergeßlich jene, wenn auch nur zwanzig Minuten bleiben, welche demselben in der unmittelbaren Nähe und im Gespräche mit dem erhabenen Statthalter Jesu Christi zu verleben gestattet wurde. — Nach einer kurzen Biographie Pius IX. die sich bis zur Thronbesteigung auf ein Kapitel beschränkt, führt der Verfasser in gedrängter Kürze die Hauptmomente vor, einerseits der liebevollen Thätigkeit des neuen Souveräns durch rationelle Reformen den Anforderungen der Zeit möglichst gerecht zu werden; — andererseits das gottlose Miniren der Revolution, Mazzini an der Spitze — bis zur Flucht des Ersteren nach Gaëta. Nach dieser die heillose republikanische Wirthschaft — deren Ende; — mit der Rückkehr des Papstes jene der gesetzlichen Ordnung; — endlich die Bemühungen des edlen Pius, den traurigen Nachwehen und schmerzlichen Wirkungen der Revolution abzuwehren. — Wie meisterhaft aber auch dieser erste Theil durchgeführt ist, wir können uns mit demselben nicht ganz befriedigt erklären. Es

sahen dem ehrenwerthen Mitgliede des englischen Parlamentes aus erklärlichen Gründen schwer, die ganze Wahrheit an jener Stelle auszusprechen, wo die geschichtliche Vollständigkeit dies erheischte. Im großen Dogensaale zu Venedig erscheint in der Bilderreihe der Dogen eine Lücke, statt des Portraits bemerkt man einen leer gelassenen Raum; die Venetianer meinten, der diesen Platz ausfüllen sollte, „nec nominetur in nobis“. Wir erklären uns auf diese Weise die Lücke, welche bei der Schilderung der römischen Revolution und ihrer Hauptlenker im vorliegenden Werke durch das Hinweglassen eines Portraits entstanden ist, dem doch unter den römisch-republikanischen Beglückern eine hervorragende Stelle zuerkannt werden muß. Lord Palmerston ist offenbar hiemit ein Unrecht geschehen. Dem edlen Premier wird S. 106 Summa Summarum mit einigen Zeilen eine ganz bescheidene mit einer Lamminatur begabte Rathgeberrolle zugetheilt, gegen welche Zumuthung und so unerhörtes Verkennen seines Charakters und Schmälern seiner Verdienste hochderselbe feierlich protestiren wird.

Herr Roebuck (Parl.-Mitgl.) nennt Se. Lordschaft den politischen „Centaur“ mit dem Haupte eines Tory, und mit dem Schweife eines Whigh, einen „Feuerbrand“, welcher das Feuer anzündet, wo er immer anstreift. — „Lord Palmerston ist der Großmeister aller Freimaurer des Erdkreises, dieses weiß ich aus den besten Quellen,“ schreibt Eckert in seinem berühmten Werke Lord Palmerston und Mazzini sind Freunde, wenigstens intimste Gefinnungsgenossen, und stehen in brieflichem Verkehr. Das Journal de Genève, J. 1850 wiederholt: „Lord Palmerston korrespondirt mit Mazzini! Siehe da, es ist enthüllt ein großes Geheimniß der Gottlosigkeit. Die englischen Kammern müssen tief gesunken sein, wenn sie nach einer Thatsache von solcher Natur diesen gefährlichen Mann nicht zwingen, von den Geschäften sich zurückzuziehen; aber heillos blind wollen unsere hohen Herren sein, daß sie sich diesem alten Fuchs mit dem Appetit eines Wolfes in die Arme werfen.“ — Ein engl. Blatt nennt Palmerston den

größten Charlatan der neuen Zeit. Am besten kennzeichnet sich aber Palmerston selbst in seiner am 6. Mai 1856 im Parlament gehaltenen Rede mit den Worten: „Die ewige Stadt wurde nie besser verwaltet als zu der Zeit der Abwesenheit des Papstes“, d. i. unter Mazzini u. Comp., unter der terroristischen blutigen Herrschaft der Dolche. Wenn wir zu all dem hinzufügen: Palmerston war und ist ein Erzfeind des Papstthums, welches er lieber heute als morgen abgethan wissen möchte; so sprechen auch dies nicht wir, sondern seine eigenen weltkundigen Machinationen laut genug aus, die doch alle Hr. Maguire mit Stillschweigen zu übergehen für gut fand, vielleicht eben deshalb, weil es allbekannte Thatsachen sind. — Indessen, um dem hochgeehrten Hrn. Verfasser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir über seinen Freimuth unsere Befriedigung aussprechen, mit welchem er Seite 491 in Hinsicht der Einnengung in die römischen Angelegenheiten die Ausschreitungen verdammt, welche sich im Hause der Gemeinen einige Mitglieder erlaubten, indem er noch hinzufügt: „Leider fehlt es in England nicht an Staatsmännern, welche gewissenlos genug sind, nicht nur die Vorurtheile ihrer Landsleute gegen befreundete und friedliche Staaten zu nähren, sondern auch den rachsüchtigen Grimm und den tödtlichen Haß des lauernden Verschwörers zur thatlustigen Wuth aufzustacheln¹⁾.“

Im zweiten (statistischen) Theile, welchen Gaume, Margotti, und viele Andere ausführlich behandeln — finden wir interessante

¹⁾ Daß in der Kategorie dieser Staatsmänner nächst Lord Minto verufenen Andenkens, Gladstone, John Russell u. A., Lord Palmerston par excellence, sich auszeichne, erhellt aus einem in der „cork constitution“, einer recht praktischen Zeitschrift erschienenen und diesem Werke (vom Autor?) beigefügten aus Neapel datirten Briefe: „Lord Palmerston, heißt es hier, und die Morningpost wissen recht gut, daß die Berichte, welche sie veröffentlichen, falsch sind. Sie haben Berichte erhalten, welche das Gegentheil bezeugen, wollen sie aber nicht mittheilen; sie entschuldigen sich mit der Ausrede: daß die Berichterstatter getäuscht worden seien. Wird ihnen aber irgend ein Schandartikel zugesandt, so übertrieben, daß er in Vorherein ganz unglaublich scheint, dann paßt er in ihren Kram, und wird in die Zeitungen gerückt.“

Episoden aus dem Leben Pius IX., Beispiele seiner Wohlthätigkeit, seines Muthes, Leutseligkeit u. s. w., Tagesereignisse, deren Zeuge der Verfasser selbst war, einige Justizfälle u. dgl. in lieblicher Form eingeflochten. Dem 30. Kapitel, welches über das Katechumenenhaus und die Angelegenheit des Edgar Mortara handelt, sind zur Beleuchtung dieser letzteren so famos gewordenen Angelegenheit vom Uebersetzer zwei nicht unwichtige Schriftstücke, von Brownson Quarterly Review, Jahrg. 1859, entnommen, als Anhang hinzugefügt.

Den speziell politisch-finanziellen Theil, welcher mit der Ausgabe des Werkes, also mit dem J. 1857, abgeschlossen erscheint, bilden die drei letzten Kapitel, deren Inhalt so wichtig, so lehrreich ist, daß wir nur bedauern müssen, diesen Theil so sehr begrenzt zu sehen, weshalb wir uns gebrungen fühlen, die p. t. Leser auf das beinahe gleichzeitig erschienene Werk: „die Siege der Kirche in dem ersten Jahrzehent des Pontifikats Pius IX., von Margotti aus dem Italienischen übersezt, Innsbruck bei Wagner 1860, aufmerksam zu machen, beide Werke scheinen von der Vorsehung bestimmt, zum Zeugnisse der Wahrheit sich einander zu ergänzen.

Den Schlussstein endlich zu Maguire's „Rom u.“ bildet das hochwichtige Altienstück, das wegen seines offiziellen Charakters ein historisches Dokument, „in quo multum continetur, unde Mundus judicetur“ genannt werden kann. Es ist dies der Bericht des Grafen Rayneval, französischen Gesandten in Rom, an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom 14. Mai 1856. P.

„Charakteristische Züge aus dem Leben Pius IX. Von Abbé B. Dumar, Sekretär des Monseigneur de Ségur in Rom. Aus dem Französischen. (Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1860.) VIII u. 199 S. 8.“

So betitelt sich ein Buch, dem im wohlverstandenen Interesse der guten Sache seines erhabenen Gegenstandes die ausgedehnteste

Verbreitung zu wünschen wäre. Die eben so edle als im besten Sinne des Wortes populäre, d. h. von aller unnöthigen Gelehrthuerei sich fernhaltende Schreibart desselben empfiehlt es gar sehr zur Lektüre gebildeter Laien, da es keine größeren Kenntnisse, als die eines gewöhnlichen Zeitungslesers voraussetzt. Insbesondere dürfte es durch die wohlthuende Wärme, welche es überall für die höchst edle und liebenswürdige erlauchte Persönlichkeit, die es schildert, athmet, der gebildeten katholischen Frauenwelt ganz ausnehmend zusagen. Wenn der tiefgelehrte Döllinger in der Schilderung des denkwürdigen Pontifikates Pius IX. sich zunächst an den Scharfsinn des Politikers und des wissenschaftlichen Forschers wendet (Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat, München 1861, S. 596—626), so vorliegendes Werk an das gefühlvolle Menschen- und Christenherz mit so günstigem Erfolge, daß der Abdruck einiger der schönsten Partien desselben im Feuilleton des „Oesterr. Volksfreundes“, Jahrg. 1860, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Besonders wäre die Anschaffung des durch die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung sehr schön ausgestatteten Büchleins Katholiken und kathol. Gesellenvereins-Bibliotheken zu empfehlen.

Um nun auf das Einzelne einzugehen, so zerfällt das Büchlein, außer der sehr kurzen und bloß den Zweck desselben — Ehrfurcht und Liebe für Pius IX. und Eifer für seine Rechte einzustehen — angebenden Vorrede oder besser Vorwortes in eine Einleitung (von S. 1—23) und in den eigentlichen Inhalt des Werckens (von S. 24—193), die charakteristischen Züge aus dem Leben Pius IX. Diesem reiht sich „ein Wort über die letzten Ereignisse“, lediglich allgemeinen und reflektirenden Inhaltes auf S. 194—95 an. Der Verfasser „wirft einen Schleier über diese unseligen Ereignisse;“ denn „die Verhältnisse gebieten uns (den Franzosen) eine kluge Zurückhaltung.“ Das Schlußwort (S. 196 bis 199) bringt Zeugnisse berühmter Zeitgenossen aus allen Ständen zu Gunsten Pius IX., (nämlich das des franz. Kommandanten Rom's, des Divisionsgenerals (unserem Feldmarschall-

lieutenant entsprechend) Goyon, des Advokaten Francque, des liberalen Literatur- und Profan-Historikers Villemain, des Kollegen des allbekannten Erministers Guizot, in seiner Broschüre: „Frankreich, das Kaiserreich und das Papstthum,“ des gefeierten Führers der konservativen Rechten in der piemontesischen Deputirtenkammer, des edlen Grafen Solaro della Margarita, und des frommen Bischofes von Belley, des würdigen Nachfolgers des vertrauten Freundes des hl. Franz v. Sales, Joh. Pet. Le Camus († 1652), Msq. de Langalerie).

Die Einleitung zerfällt wieder in 2 Unterabtheilungen, eine kurze, den Raum eines längeren Zeitungsartikels nicht überschreitende Biographie unseres hl. Vaters und „einige Züge zu einem Bildnisse Pius IX., welche letzteren den unmittelbaren Uebergang zu der zweiten Hauptabtheilung, den „Charakteristischen Zügen aus dem Leben Pius IX.“ bilden, und sich als einen Auszug aus einem Privatschreiben vom 8. Dez. 1839 (offenbar ein Druckfehler für 1859) ankündigen. In der kurzen Biographie Sr. päpstlichen Heiligkeit ist nur das Eine tadelnswerth, daß die darin S. 15, Abschnitt XXIII. ange deutete Mortara-Befehrungsgeschichte, die unsern modernen Juden und Heiden so vielen Anlaß zu den gehässigsten Angriffen gegen die hl. kathol. Kirche lieferte, nur angedeutet, nicht aber ausdrücklich genannt ist, da die Anspielung auf „eine Thatsache des Jahres 1858“ wohl gar manchen Lesern unverständlich bleiben dürfte. Zugleich hätte eine etwas eingehendere Erwähnung derselben unter Zuhilfenahme der unter den „Charakteristischen Zügen“ erwähnten Menschenfreundlichkeit Pius IX. gegen die römischen Juden (S. 73—74), deren Deputation er mit: „Meine Kinder!“ anredete, einen willkommenen Anlaß geboten, den Lesern aus dem Laienstande den so überaus wichtigen Unterschied zwischen der dogmatischen unbedingt verwerflichen, und der moralischen oder sozialen Toleranz, die in der Erzählung vom barmherzigen Samaritan, wozu S. 74 ein schönes Seitenstück im Leben Pius IX. sich findet, uns zur Pflicht gemacht wird, klar auseinanderzusetzen.

Auf S. 22 begegnen wir dem nicht geringen genealogischen Irrthum, daß dem bekanntlich immer kinderlos gewesenem letztverstorbenen Könige von Preußen seine ihn nach Italien im Winter 1858 — 59 begleitende Bruderstochter, Prinzessin Alexandrine (geb. 1. Febr. 1842), Kind seines jüngsten Bruders, des Prinzen Albrecht von Preußen, zur Tochter octroyirt wird. Die lieblichsten Erzählungen dünken Referenten jene aus der Kindheit Pius IX. (S. 24—27), dann im römischen Waisenhause, nach seinem Gründer Tata Giovanni (Water Johann) genannt (S. 32—36), ferner aus seinem Wirken zu Spoleto und Imola, als Bischof dieser Städte (S. 39—47) zu sein.

Nach der Durchlesung des Werkschens muß jeder besser gesinnte Leser gerührt ausrufen: „Wer sollte einen solchen Charakter, der in einer solchen Stellung nothwendig ein Segensspender und leuchtendes Vorbild für die ganze kathol. Christenheit sein muß, nicht lieben, nicht innig verehren? Wer wünschte nicht, so einen Charakter zu haben, oder doch wenigstens näher kennen zu lernen? Dazu aber ist die Lektüre des Büchleins der bequemste Weg. Somit kann man Jedermann getrost zurufen: „Nimm und lies!“ Die Uebersetzung ist vorzüglich, mit Ausnahme eines (S. 165, Anmerk. 1) vorkommenden Fehlers, wo das französische „sa“, das „seine“ und „ihre“ bedeuten kann, irrthümlich mit „ihrer“ statt „seiner“ oder noch besser „dessen“ übersetzt ist. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Möge die Lektüre dieses wahrhaft guten Büchleins (denn das ist es trotz der den Franzosen eigenthümlichen deklamatorischen Phraseologie, z. B. auf S. 27) zu innigen Gebeten und reichen Spenden für den schwergeprüften Vater der Christenheit anregen! B.

Was ist die Kirche? Ein Büchlein für's Volk von Abbé de Segur.
Mainz, Franz Kirchheim 1861.

Lange habe ich keine Broschüre mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt als diese. Die aufgestellte Frage ist meister-

haft beantwortet. Die Zerlegung des Stoffes ist sehr logisch, es wächst ein Theil aus dem andern heraus, die Beweisführung recht gründlich. Die Einfachheit des Styles macht sie Jedermann verständlich. Die 2 Abschnitte: ob man außerhalb der Kirche selig werden kann? und welcher Art der Einfluß ist, den die Kirche in dieser Welt gewinnen und ausüben will? habe ich nicht leicht irgendwo so kurz und verständlich dargestellt gelesen. Der Gelehrte und Ungelehrte wird daraus Nutzen schöpfen.

Katholische Tröstensantheit. 16. Bändchen. 2 Erzählungen. Mainz. Franz Kirchheim, 1861.

Der Zweck derartiger Erzählungen soll ein doppelter sein: Unterhaltung und Belehrung. Wenn man diese Regel auf obige 2 Erzählungen anwendet, dürfte die erstere — eine holländische Geschichte von Madame d'Arbonville — vorzüglich nur dem Unterhaltungszwecke entsprechen. Die Phantasie wird sehr erhist und in solcher Spannung erhalten, daß man das Buch nicht weglegen kann, bevor man das Ende erreicht hat. Die vorgeführten Charaktere dürften nur selten in höheren Sirkeln zu treffen sein. Für's praktische Leben findet man nicht gesunde Kost. Die zweite Erzählung hingegen — Rembrandt's Schwester — schildert mit Frische das gewöhnliche Leben, sie unterhält und belehrt. Die handelnden Personen lehren uns einerseits Tugend und Edelsinn achten, anderseits Laster und Verkommenheit fliehen. Man schließt mit dem Gedanken: unter den vielen Verirrungen der Menschen gibt es doch häufig edle, erhabene Seelen.

Christliche Lebensphilosophie, von Louis Veuillot, übersetzt von Joseph Laurent. Mainz. Franz Kirchheim, 1861.

Dieses Werk verfolgt die Aufgabe, wahre Lebensweisheit und wahres Glück, so weit es auf Erden erreichbar ist, zu zeigen. Zu diesem Behufe führt es uns kräftige Erzählungen vor, in

denen es an lebenden Bildern jenen Weg weist. Jedem Leser ist zu rathen, ob der Geschichte nicht den Kern zu übersehen. Die hie und da zerstreut vorkommenden Reflexionen sind voll wahrer Lebensweisheit. Gesunder Stoff wird sehr viel geboten, den ein denkender Kopf auf's Leben übertragen und noch weiter fortspinnen wird. Was auch besonders Interesse verleiht, ist, daß jeder Stand darin ein warmes, bisweilen fast ideales Bild von sich sehen kann.

Der allezeit beredte Landpfarrer. Monatschrift für populäre Kanzelberedsamkeit. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von M. Sautner, Pfarrer zu Paar in Oberbayern. Erster Jahrgang. B. Schmidt in Augsburg.

Inhalt des 6. H.: Maria Schmerzen. Thema: a) Maria empfand das Leiden Jesu am tiefsten, weil sie ihn am meisten liebte; b) wir müssen ihr für ihre Schmerzen dankbar sein, weil wir durch unsere Sünden die Ursache derselben waren. — Fest des heil. Martyrers Georg. Thema: Die Freuden des Gerechten sind a) groß und wahr, b) dauerhaft. — Zweiter Sonntag nach Ostern. Thema: Hausväter und Vorgesetzte sollen für ihre Untergebenen gute Hirten sein. — II. Skizze. Thema: Gott weidet und nährt das Menschengeschlecht. — Dritter Sonntag nach Ostern. Thema: a) Den Weltmenschen ist Alles zu wenig, was sie auf die Welt, b) Alles zu viel, was sie auf Gott verwenden; c) den Kindern Gottes dagegen ist Alles zu viel, was sie der Welt geben müssen, d) Alles zu wenig, was sie Gott widmen. — II. Skizze. Thema: Die Geheimnisse des Sonntags-Evangeliums. — Vierter Sonntag nach Ostern. Thema: Niemand kann es der Welt recht machen. — II. Skizze. Thema: Christen müssen die Wahrheit lieben, die Lüge verabscheuen. — Fünfter Sonntag nach Ostern. Thema: Das Gebet der Gottlosen ist fruchtlos. — II. Skizze. Thema: Ordnung bei den Bittgängen. — Hohes Fest Christi Himmelfahrt. Thema: Die Umstände bei der Himmelfahrt Jesu. — II. Skizze. Thema: Christus in seiner Himmelfahrt ein Adler.

Inhalt des 7. H.: Heilig-Kreuz-Erfindungs-Fest. Thema: Einladung zum Kriegsdienst unter der Fahne des Kreuzes. — Sechster Sonntag nach Ostern. Thema: Warum werden die Frommen von den Bösen verfolgt? — Hohes Pfingstfest. Thema: Der heilige Geist wirkt in uns auf dreifache Weise. — II. Skizze. Thema: Die Wirkungen des heiligen Geistes. — Pfingstmontag. Thema: Die Sünde ist Finsterniß. — Dreifaltigkeits-Sonntag. Thema: Wenn das Wort Gottes Frucht bringen soll, so muß man es aufnehmen mit einem a) gläubigen, b) demüthigen, c) heißbegierigen Herzen. — II. Skizze. Thema: Die drei Seelenkräfte das der allerheiligsten Dreifaltigkeit angenehmste Opfer. — Predigten über das allerheiligste Sakrament des Altars. I. Thema: Das Geheimniß des allerheiligsten Sakramentes des Altars fordert a) einen festen, b) einen heldenmüthigen, c) einen wirkamen Glauben. II. Thema: Warum veranstalten wir die Frohnleichnam's-Prozession? — Fest des heiligen Johannes des Täufers. Thema: Der heilige Johannes a) groß in seiner Geburt b) klein im Tode. — II. Skizze. Thema: Wie der Mensch in der Jugend, so im Alter. — Dritter Sonntag nach Pfingsten. Thema: Gott freut sich über die Bekehrung des Sünders.